

Aus meinem Malerleben

Autor(en): **Düblin, Jacques**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **9 (1947)**

Heft 3

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860623>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus meinem Malerleben.

Von Jacques Düblin.

Es fällt mir nicht leicht zu schreiben, obschon es mir bei der Ausübung meines Malerberufes an Anregung nicht fehlt und ich über manches etwas tiefer nachzudenken gezwungen werde. Aber die Empfindung, die ins Bewusstsein tritt und Gedanken und Vorstellungen hervorruft, in Worte zu kleiden, ist für den Ungeübten stets schwer.

Vieles kann ein Maler hören und beobachten — auch solches, das nicht direkt für die Gestaltung seines Bildes notwendig ist, — wenn er irgendwo in einem Winkel stundenlang steht und arbeitet. — Das «Entenwuh», der Ort zwischen Oberwil und Therwil, wo sich unsere Dorfjugend des Bades jedes Jahr neu erfreuen kann, kennt jeder Oberwiler. Leider ist dieser herrliche Platz durch unsinniges Ausroden der schönsten Weiden und Erlen in den letzten Jahren etwas kahl geworden; auch fallen die Ufer immer mehr ein, weil die Wurzeln der Bäume, die demselben Halt gaben, fehlen. Einige Unentwegte stehen aber trotz allem noch, so die grosse wunderbare Eiche, die ihren Schatten über den Bach und die Wiesen spielen lässt. Auch einige Erlen und eine alte Weide machen da immer noch mit und helfen, das «Entenwuh» immer wieder von neuem begehrenswert zu machen.

Wieviele Sommer habe ich schon hier am Bache gemalt! Jedes Jahr, wenn ich wieder zum ersten Mal im Schatten der Eiche stehe und vom Rauschen des Wuhrs eingesungen werde, überkommt mich von neuem eine geheimnisvolle Panstimmung. Und jedes Jahr versuche ich wieder aufs neue, etwas von dieser Zauberstimmung auf die Leinwand zu bringen. Da stehe ich dann mit meinen Malsachen, lasse mich von dieser herrlichen Sommerstimmung anregen und versinke und vergesse dabei alles um mich.

Noch ein anderes, ebenso gesundes und von allen Oberwilern miterlebtes Naturwunder haben wir vor dem Dorfe. Unsern bekannten Eisweiher. Auch er ist so langsam am Verschwinden, was jammerschade ist, weil er für uns einen billigen Wintersport bedeutet und unsere Gesundheit jedesmal um zehn Jahre verlängern hilft, und nicht zuletzt auch darum, weil unser Eisweiher mit den buntenfarbigen Schlittschuhläufnern inmitten einer weiten, winterlichen Ebene ein Bild bietet, wie man es sich nicht heimeliger denken kann. Ich hoffe nur, unsere Behörden haben so viel Einsicht, den so schön gelegenen und nicht aus der Landschaft wegzudenkenden Eisweiher wieder erstehen zu lassen. Eine kleine Fläche ist für die Dorfjugend noch fahrbar, die grosse Fläche musste für Anbauzwecke während des Krieges verwendet werden.

Wie anders wird die Landschaft in kalten Wintertagen, weiss und grau. Die Ebene zwischen Oberwil und Therwil scheint unendlich. Himmel, Erde und Horizont, man weiss nicht, wo sie aufhören. Der Wald zieht sich in zarten, blaugrauen Farben über den nahen Hügel. Die Erlen am Bach zeichnen ihre kühlen Aeste in den kalten, grauen Himmel; auf der andern Seite liegt das Dorf ohne Lärm im weichen Schnee.

Mitten in dieser grauweissen Winterruhe tummelt sich unsere Dorfjugend in allen Farben und mit allen möglichen und unmöglichen Schlittschuhen bewaffnet auf unserm Eisweiher. Am Rande der Eisfläche «schleifen» die ganz



Oberwil.

Zeichnung von Jacques Düblin.

Kleinen oder schauen mit grossen Augen und roten Nasen erstaunt dem herrlichen Wintervergnügen zu. Kalte Füsse und Finger werden dabei ganz vergessen.

Nach einer Stunde macht sich dann auch bei mir die Kälte bemerkbar. Ich muss aufpassen, dass ich nicht zu rasch werde mit dem Pinsel. Halt! Jener rote Pullover muss noch darauf, der bringt noch eine schöne Note in das Winterbild, und dann unser Wegmacher, heute mit grossem Reisigbesen und alten Säcken um die Schuhe, damit er nicht rutscht beim Wischen auf dem Eise. Er hat blaue Ueberkleider an, die stehen schön auf der Fläche, der muss auch noch darauf! Die Farbe ist zäh und dick geworden von der Kälte. Bald werden auch die Finger steif. Ich muss aufhören.

Vieles gäbe es noch zu berichten, was einem Maler, der sich jahraus, jahrein mit seinem Dorfe beschäftigt, alles begegnet und durch den Kopf geht.

Da ist einmal eine Beerdigung. Der alte Degen Lorenz liegt im Sarge auf dem Totenwagen. Die Verwandten stehen steif und schwarz vor dem alten Haus mit den schönen Riegelwänden, das noch allen Stürmen des Herbstes getrotzt hat, obschon man nach jedem Hudelwetter meinte, es sei vom Sturme in Stücke gerissen worden. Frauen und Männer stehen in dunkler Kleidung und warten, bis der Pfarrer die Totengebete gelesen hat, und die Messdiener leuchten weiss und schwarz in den grauen, traurigen Tag hinein. Ein Bild entsteht, und der Leichenzug setzt sich in Bewegung. — Ein Bauer arbeitet mit Ross und Pflug auf dem braunen Acker. Nach zwei Stunden harter Arbeit machen die beiden eine Pause. Das Pferd steht still und schnauft tief und



Bei Therwil.

Gemälde von Jacques Düblin.

müde, wie gemacht zum Malen. Der Bauer kommt und schaut zu, wie ich male. Das Ross habe ich schon in seine Umrisse gebannt. «Das geht aber schnell», meint der Landmann. «Ja», sage ich, «da heisst es eben rasch machen, das Modell wird nicht sehr lange in der gleichen Positur stehen bleiben.»

Im Vorfrühling ist der Himmel so wunderbar klar, weisse Hausgiebel leuchten in der Sonne und die kahlen Bäume stehen in hellen gelben und rötlichen Farben auf diesem blauen Grunde. Und nach ein paar Wochen, wenn sie blühen, wenn es sich wie Paradiesespracht über die Erde verbreitet, dann ist der Maler nervös. Er weiss nicht wo anfangen. Ueberall sieht er Bilder, und es geht einige Jahre, bis er weiss, dass er sich bescheiden muss, dass er sich in diesem Frühling mit einem Sujet und nächstes Jahr mit einem andern auseinandersetzen muss.

Der Spaziergang am Sonntag durch die herrliche Ebene zwischen Oberwil und Ettingen mit dem weiten Blick gegen die Landskron und noch weiter ins Elsass gibt neue Anregungen.

Menschen im Garten erinnern ans Paradies. Der Mensch, das grosse Problem des Malers, das Bildnis, das Porträt — wie schön kann ein Mensch dasitzen, wie schön ein Gesicht mich ansehen, wie traurig ein Gesicht mich stimmen!

Und so komme ich zu den letzten Gesichtern und Visionen, zu den letzten und schwersten Problemen, aber auch zu den schönsten Aufgaben, die das Schaffen eines Künstlers krönen. Es sind dies jene Gesichter und Vorstellungen, die ich brauche, wenn ich in der Bibel lese, um mir ein Bild zu machen vom Leben unseres Herrn.

Da ist es dann gut, wenn ich viele Gesichter geschaut habe, gute und schlechte, hohe und niedere, leidenschaftliche und ruhige. Und da brauche ich wieder nicht weit zu gehen. Wer mit wachen Sinnen dem Treiben im Dorfe und den Problemen unserer Zeit, die von aussen, aus der grossen Welt kommen, nachgeht, der findet Stoff genug zu ernsten Betrachtungen. Ein Maler holt daraus jene Mittel, die ihn zu kompositioneller Gestaltung anregen, und schafft so neue Werke für unsere Kirchen und christlichen Heime.

Die Katzen von Leimen.

Von Leonhard Stöcklin.

Sie, die Katzen von Leimen, waren die ersten Flüchtlinge, die in den Frühstunden der Adventstage von 1939 vor den Ställen von Biel-Benken auf den Anbruch des Tages warteten. Sie waren plötzlich da, ohne Grenzbescheinigung vom benachbarten evakuierten elsässischen Leimen «schwarz» eingereist. In den feuchtverklebten Fellen hingen in Büscheln noch die Distelsamen in Fülle. Sie hatten wohl die Drahtverhaue durchstreift und so auch die Spur des Herkommens gezeigt; denn nur im Gewirr von Stachel und Draht, dem Zugriff arbeitseifriger Hände versperrt, wird man im Leimental Disteln in Samen stehen sehen.

In den Wintertagen wacht das Dorf nur langsam auf, und erst wenn der Abendstern über der Landskron verglimmt, füllt sich Fenster um Fenster mit dem Lichtschein. Die Milchrichtenen klappern und die Katzen von Leimen lauern mit fast hörbarer Gier bei den noch leeren Milchschaumbecken vor den Stalltüren. Schon spritzt aus prallen Zitzen der erste Milchstrahl mit verheissungsvollem Geräusch. Welch eine wundersame verstärkte Klangfülle in der Resonanz des Melkkübels, welch glückhafte Zuversicht für alle, die im Hörbereich solcher Musik sich befinden, denn Durst und Hunger müssen da gewiss ihr baldiges Ende finden.

Und plötzlich wird die Stalltüre aufgestossen und in der Lichtbahn der offenen Tür stehen die fremden Katzen von Leimen miauend und bettelnd mit hochgestellten Schwänzen. Die abgemagerten Körper sind wie schmale Dielen und die Katzenköpfe wie ausgeeckte Dreiecke, darin zwei Lichter funkeln. Wie angeheftet und mächtig erweitert erscheinen die Ohren an den Köpfen, vergrössert, gewissermassen aus dem Gleichgewicht der Proportion gebracht. Desto besser können die schmalen zusammengeplatteten Katzenleiber sich einschieben in die Runde am gefüllten Katzenteller und es gibt dabei weder Lärm noch Gezänck. Es ist alles so selbstverständlich, genau wie im Stall, wenn man ein zugekauftes Stück Vieh in die Reihe an den Kripentrog stellt. Dann ist im «Milchhüsli» zu erfahren, dass an verschiedenen